

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 7 (1931-1932)
Heft: 1

Artikel: Cyklamen
Autor: Kunz, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065196>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

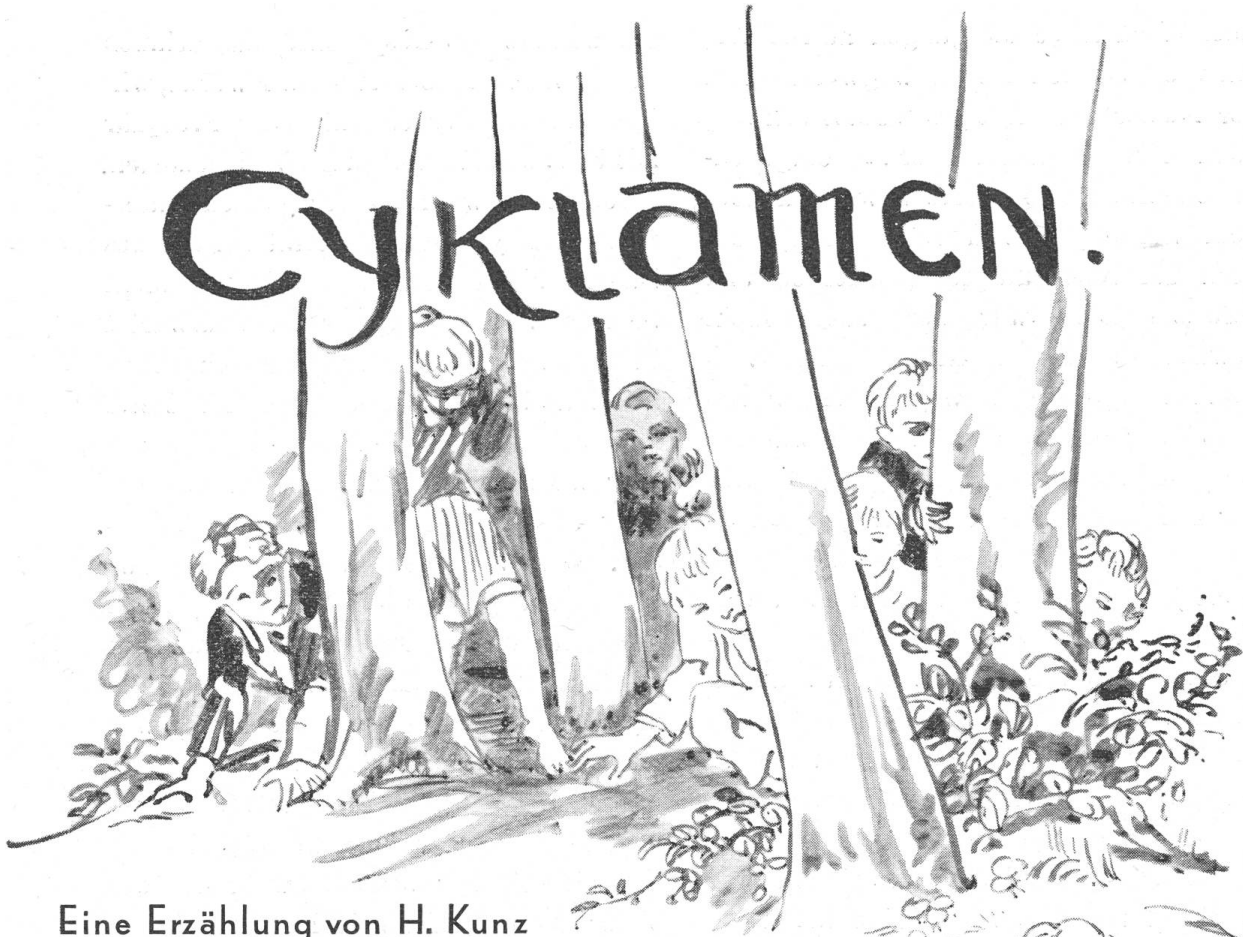
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Cyklamen.



Eine Erzählung von H. Kunz

Illustriert von Rodolphe Bolliger

Meine Mutter, Frau Grete Risch, hatte eine ganz böse Gewohnheit. Fast jeden Abend klagte sie ihrem heimkehrenden Manne meine Ungezogenheiten. Mein Vater, der von der Arbeit todmüde war, hatte keine Lust, zum Feierabend noch erzieherische Probleme zu lösen. Wenn ich ihm sogar ein Stück weit entgegen ging und ihn still wie ein stummer Hund nach Hause begleitete, so konnte er, wenn mit dem kärglichen Nachtessen die



reichlichen Anschuldigungen aufrückten, ganz erobst den Löffel wegwerfen und der Mutter ein kräftiges « Jetzt schweig beim Donner abeinander! » entgegen-schleudern. Diese Worte bewirkten aber kein Schweigen von ihrer Seite, sondern ein recht ausgiebiges Reden und Streiten. Dem war der Vater nicht gewachsen. Er flüchtete sich vom halbbeendigten Mahl weg in das Wirtshaus über der Strasse. Wieder war ich meinem Vater entgegengegangen. Wie wir miteinander, oder besser gesagt hintereinander, in die Gerechtigkeitgasse einbogen, bemerkte ich sofort etwas Fremdes. In unserm Küchenfenster erblickte ich eine Frau. Mit ihrem braunen Gesicht und den aufgebundenen Zöpfen passte diese Erscheinung gar nicht in die grauen Mauern dieser Gasse.

Oben beim Wohnungsabschluss empfing uns die Fremde. Es war eine Schwester von meinem Vater, eine begüterte Bäuerin von St. Luzi. Als wir noch auf der obersten Treppenstufe standen, begann sie schon:

« So, Christen — du kommst heim! Das ist ein Hundeleben hier in der Stadt. Bist ja ganz mager und seit der Beerdigung von Schwester Mai vor drei Jahren um 20 Jahre gealtert. »

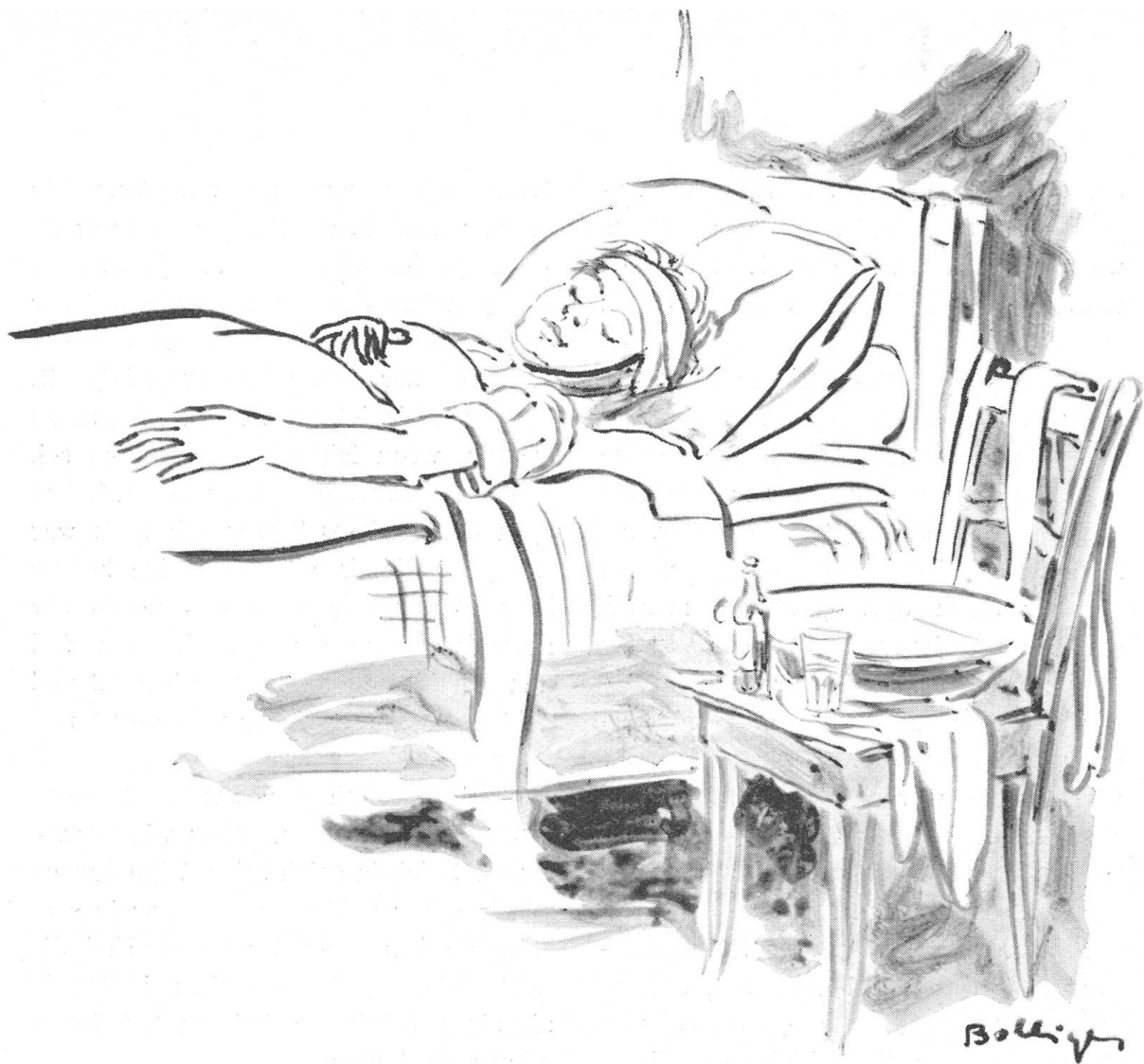
« Ich käme gern, Betty. Aber ich ertrag es nicht, wenn jeder Dörfli mit den Fingern auf mich zeigt, so weit hat es der Christen in der Stadt gebracht! »

« Es sind schon grössere Herren als du auf den Hund gekommen. Die Hauptsache, bei uns hat es jeder Tagelöhner besser als ihr da. Milch kannst von uns haben. Das Holz liegt in den Wäldern zu Haufen herum. Du hast das Gemeindgut, kannst Mais und Erdäpfel pflanzen! »

Im Laufe des Gespräches, das drinnen in der Wohnstube fortgesetzt wurde, willigte mein Vater ein, nächstes Frühjahr mit Frau und Kind nach St. Luzi zu ziehen.

Ich stand während der ganzen Unterredung im halbdunklen Hintergrund des Zimmers. Ich konnte das Ganze nicht begreifen. Es kam mir zu unerwartet in mein Leben hineingeschneit. Erst als ich in der Nebenstube im Bette lag, begann ich allmählich die Sache klar zu sehen. Es zeigte sich mir ein Weg aus der Stadt, aus Steinach hinaus. Das versetzte mich in eine solche Erregung, dass ich stundenlang nicht schlafen konnte. Das grosse Etwas, auf das ich in den letzten Wochen als einzigen Ausweg noch gehofft hatte, war nun eingetreten. Die Base hatte es gebracht. Die grosse Frau mit den groben, rissigen Händen, die jetzt im Elternschlafzimmer schlief, während der Vater auf dem Kanapee lag.

An dieses unbestimmte Etwas hatte ich mich in den letzten Wochen geklammert wie ein stürzender Bergsteiger an einen Legföhrenast. Es hatte mich vor dem Verzeifeln bewahrt, denn allüberall auf der Strasse, in der Schule, daheim drohte mir Entdeckung und Schande. Alle Dinge, die mir während des Tages begreiflicher Weise Furcht einflössen, verwandelten sich des Nachts in Dämonen, die mir die Ruhe des Schlafes raubten. Ich wusste, hier in Steinach lief mein Weg abwärts, hier gab es kein Gutsein mehr. Hier drohte jedem ernstesten Vorsatz sofort eine böse Niederlage. Ich sann zurück: Seit vorletzten Winter dauerte dieser Zustand, indem ich mir wie ein von allen Seiten gehetztes Wild vorkam. Damals in jenem Winter lag



„...dann merkte ich, dass ich mit verbundenem Kopf im Bette lag...“

der Vater krank. Ein Erdrutsch in der Lehmgrube hatte ihn begraben und für ein halbes Jahr arbeitsunfähig gemacht. Die Versicherung bezahlte nichts, der Arbeitgeber, der vor dem Konkurs stand, hatte seine Arbeiter gar nicht angemeldet. Damals war der Holzschopf so leer wie die Kohlenkiste und der Küchenschrank. Schon oft hatte ich mit andern Kindern auf Neubauten Holzabfälle und auf dem Güterbahnhof Kohlenstücke suchen müssen. Meistens aber brachte ich nichts heim. Die Scheu und die Unbeholfenheit des einzigen Kindes hielten mich zurück, mit den Buben und Mädchen herumzustreiten. Jedesmal wurde

ich dafür mit dem geringschätzigen Blicke der Mutter empfangen: Du bist zu allem zu dumm. Als ich dann einmal von einem vollen Kohlenwagen mächtige Stücke stahl, lag etwas wie Stolz auf dem Gesicht meiner Mutter. Als sie den vollen Sack vor das Bett des Vaters schleppte, schenkte mir dieser einen dankbaren Blick. Von da an kam ich nie mehr mit leeren Händen heim. Die Eltern fragten nie danach, woher ich alles nehme. Ich schlich mich beim Znacht in die Neubauten ein und liess abgepasste Parkettbrettchen, Werkzeug und alles Verwendbare mitlaufen. Ich stattete in der Mittagspause den Kohlenwagen auf dem Bahn-

hof einen Besuch ab und füllte im Augenblick meinen Sack. Von der Zeit an, wo ich einem Kinde das Geldtäschchen entwendete, hatte ich es hauptsächlich auf Geld abgesehen. Das erste Geldstück gab ich den Eltern mit der Beschönigung, ein Herr habe es mir auf der Strasse geschenkt. Später gab ich keine Erklärung mehr dazu. Aber mit der Zeit drohte mir da und dort Entdeckung. Ich hatte fast in jeder Gasse einen Ort, um den ich einen Umweg wählen musste, um dem und jenem nicht mehr vor die Augen zu kommen. In der Schule hatte mir hartnäckiges Lügen noch zwei- dreimal geholfen, aber ich war sicher, das nächste Mal wurde ich gegriffen, und das nächste Mal konnte jeden Tag eintreffen. Am meisten fürchtete ich mich vor Fritz und Emma Mauchle. Sie wussten alle Diebstähle. Ich musste ihnen sogar den grössten Teil abliefern, um damit ihr Schweigen zu erkaufen. Seit einigen Wochen fühlte ich mich ihnen doppelt verbunden. An Stelle der Kinderlehre war ich zu Fritz und Emma geschlichen. Auf der Oberdiele hatten wir miteinander Vater und Mutter gespielt. Ich wusste ganz gut, dass dieses Spiel mir noch mehr Gewissensängste schuf als alles bisher Dagewesene. Aber ich wusste auch, dass ich ihm ohne Entrinnen verfallen war, denn seit jenem Sonntag war mir ein neues grosses Wissen zuteil geworden, das Wissen um unsern Körper und den Körper des andern Geschlechts. Bis dahin hatte sich mir das Leben der Erwachsenen über einem fernen blauen Tannenhügel abgespielt. Emma hatte mich auf den Hügel hinaufgeführt, und statt des Wunders und der Geheimnisse sah ich nichts als einen breiten, trüben

Strom. Dieses neue Erkennen erweckte in mir zwiefache Gefühle. Einerseits schuf nun jedes Mädchen und jedes Weib eine geheime tiefe Lust in mir, auf der andern Seite verfiel ich vollends in den Zustand der grössten Trostlosigkeit. Hatte ich bis jetzt noch gehofft, gut zu werden, wenn ich gross, erwachsen sei, und hatte diese Hoffnung meinem Leben noch ein gewisses Ziel gegeben, so war mir jetzt die Aussicht auf eine hellere Zukunft geraubt, denn das Leben der Erwachsenen war also auch nicht frei von Schuld, und was mir vorher gut und licht schien, war wieder voll Angst und Schmutz.

Ich hatte auch versucht, Gott gegen das Unheil anzurufen. Aber wie konnte ein Gott sich in solch schmutzige Sachen mischen, der Gott, von dem nur in saubern Kirchen geredet wurde! Und die Leute, die von ihm sprachen, hatten ja nie ein Stäubchen auf ihrem tadellosen, schwarzen Anzug.

Nun war die Rettung von einer ganz unerwarteten Seite gekommen. Die Frau, die jetzt im Elternschlafzimmer schlief und die so ganz anders war als alle Frauen in der Gerechtigkeitsgasse, ja in ganz Steinach, hatte sie gebracht.

Nach einem Monat schon war der Tag der Abreise gekommen. Ums Zunachten zogen wir in St. Luzi ein. Ich lief hinter den Eltern her. In einem Korbe trug ich eine schwarz und weiss gefleckte Katze mit zwei Jungen. Man hatte ihr die Jungen nur gelassen, damit sie am neuen Orte besser bleibe, denn sie war eine gute Mauserin. St. Luzi ist ein Dörfchen, das sich hinter dem Wall eines Bergbaches, in den Obstbäumen versteckt, hart an den Fuss stark steil aufsteigen-

der Felsen schmiegt. Wenn es von weitem aussieht, als ob die grauen Steinmauern sich jäh hinter dem letzten Haus erheben, so bleibt in Wirklichkeit eine steile Halde, welche die Ebene zu den fast senkrechten Linien des Luzienberges überleitet. Die Häuser stehen eng zusammengedrückt. Eine Seite kehren sie einer schmalen Gasse zu, links und rechts lehnen sie an die Nachbarn an, und hinten werden sie von halbdunkeln Höfen, schattigen Gärten oder Weinbergen begrenzt. Ein Kirchturm mit einer unförmlichen, von Kupfer eingedeckten Kuppel ragt über das Dächergewirr hinaus. Der Zeiger steht schon seit zwanzig Jahren auf dem fast verwischten Sechs. Hingegen schlägt der Hammer so eilig jede Stundenzahl an die Glocke, als ob er sich schäme, weil die Zeit auch gar so unrichtig durch die Gassen von St. Luzi schleicht. Und weil er schon einige Schläge getan hat, bis die Dörfler zu zählen beginnen, so vollführt er seine Tat nach einigen Sekunden gleich zum zweitenmal.

Eben hatte er sieben wiederholt, als wir die Rufe vor dem Dorf überschritten. Der Vater schien zu zögern, als er den Fuss auf die Bretter der Brücke setzte. Er schien in sich selbst zusammenzuknicken, als nun wieder ein Bürger von St. Luzi statt eines frohen Willkommens nur einen trockenen guten Abend wünschte. Die Mutter fuhr sich dann und wann mit dem Taschentuch übers Gesicht. Ich aber war so voll Erwartung, dass ich das gedrückte Wesen der Eltern nicht beachtete. Die Freude hüllte mich ein, dass ich meine nächste Umgebung nur durch eine Hülle hindurch sah.

Auch ein Auftritt im Hause der Base

liess mich ziemlich ruhig. Meine Eltern hatten als Wohnung das alte Pfarrhaus bekommen. Das war ein grosses, graues Gebäude, oder vielmehr nur die Hälfte eines solchen. Die andere Hälfte, noch viel grauer und vorhangloser, diente armenenössigen Leuten als Aufenthaltsort. Dort schaute eine Frau mit wirrem, ungekämmttem Haar heraus und musterte kühn die neuen Nachbarn. Ohne dass meine Mutter die Wohnung nur gesehen hätte, legte sie im Hause der Schwägerin los :

« In dieses Haus gehe ich nicht. So weit hat es nicht heruntergeschneit, dass ich mit Bettelpack unter dem gleichen Dache wohne ! »

Die Base suchte zu beschwichtigen. Zwei erwachsene Söhne unterstützten sie. Neben dem Ofen sass eine uralte Frau im Lehnstuhl, die Schwiegermutter meiner Base. Sie hatte bis jetzt scheinbar teilnahmslos versunken in ihrem Stuhl gesessen. Bei dem Worte Bettelpack richtete sie sich plötzlich auf und schaute mit durchdringenden Blicken auf meine Mutter : « Was seid ihr denn anderes als Bettler ? » Nach diesen bösen Worten versank sie wieder in ihrem Stuhl.

Trotz all des Streitens und Sträubens wurde doch am folgenden Tag ein Fuder Hausrat vor dem Pfarrhaus abgeladen. « Wenigstens, bis sich etwas Besseres findet », tröstete sich die Mutter. Man trug Stück um Stück in die grossen, gewölbten Stuben mit den breiten Fenstersimsen. Einige Dorfkinder standen bei der nächsten Hausecke. Einzig ein Mädchen half fleissig und emsig mit. Wie das Kind die Uhr die Treppe hinauftrug, begegneten wir einander. Wir schauten uns verwundert in die Augen, dann trat ich

scheu zur Seite, während das Mädchen weiter stieg. Mechanisch tat ich meine Arbeit weiter. Immer musste ich die Nähe der Kleinen suchen. Sie hatte ein braunes Gesichtchen, das von zwei starken, dunklen Zöpfen umrahmt war. Das verwaschene aber saubere Kleidchen trug so viele Flicker, dass die ursprüngliche Farbe nicht zu erraten war. Am merkwürdigsten waren wohl seine Augen. Sie konnten wie schlafend erscheinen, um dann plötzlich gross und fragend in die Welt zu blicken.

An dieses Kind dachte ich noch, als ich schon lang im Bette lag. Und alles, was mir in den folgenden Tagen und Wochen geschah, brachte ich in irgendeine liebe Beziehung mit der Kleinen. Ich sah ihr Bild, als ich die weissrötlichen Blüten des Kartoffelackers bewunderte, als ich die Hunderte von klebrigen Staubbäden beim Mais entdeckte und als ich auf den Steigwiesen allerlei scheues, flüchtendes Getier kennenlernte. Und als ich am Tische der Base sass und von ihrem kräftigen Bauernbrot ass, meinte ich immer, das braune Gesichtlein müsse mit am Tische sitzen.

Mein Vater ging Tag für Tag über den Rhein der Arbeit nach. Die Mutter schloss sich im Pfarrhaus ein und haderete mit dem Schicksal. Zwei- bis dreimal in der Woche suchte sie ihre besten Kleider zusammen und lief ohne zu grüssen durch das Dorf hinaus hinüber nach Freudenstadt, wo sie ihre Einkäufe machte und bald einige Bekannte hatte, die die stattliche Frau bedauerten, dass sie unter den Bauern wohnen und versauern müsse. Mit diesem hochmütigen Tun aber legte sie zwischen das Dorf und die Ihrigen eine tiefe Kluft, welche

verhinderte, dass ihr Mann sich wieder in die Dorfgemeinsamkeit eingliedern konnte. Sie legte damit auch um mich herum Gräben, über die ich nicht zu den andern Kindern meines Alters gelangen konnte. Einstweilen begehrte ich das noch nicht. Die ganze Woche arbeitete ich bei der Base, und alles Gute und Schöne, was ich erlebte, erinnerte mich an das Kind. Es schien mir wesenseigen mit allem Guten, das nun auch mein Leben auf eine rechte Bahn leitete. Nur zuweilen in der Nacht schreckten mich noch die alten Gespenster; da musste ich wieder in Steinach die Entdeckung fürchten, und Emmi Mauchle drohte mir, dem kleinen Mädchen alles zu sagen. Aber auch das wurde besser. Der Weg dazu ging allerdings durch Dunkel.

Am Sonntag musste ich in die Kinderlehre. Da traf ich mit den Dorfkindern zusammen. Es waren ein schwaches Dutzend Buben und ebenso viele Mädchen. Als ich mich zu ihnen gesellen wollte, flohen alle meinen Umgang. Oft lief ich ihnen nach, um dann zu merken, dass sie mich nur ein Stück vom Dorfe weggelockt hatten, um mich irgendwo stehen zu lassen. Wohl hörte ich dann das Kichern und Lachen hinter Weinbergmauern und in trockenen Bachbetten, aber es blieb mir nichts übrig, als wieder einsam heimzukehren. Ich sagte es den Eltern nicht. Ich wollte mein Glück durch Klagen nicht fragwürdig erscheinen lassen. Darum mied ich das Haus und suchte den schattigen Garten auf. Holunderbäume und verwilderte Sträucher und Bäume hinderten da die Sonnenstrahlen, etwas anderes als Schattengewächse dem Boden zu entlocken. Eine niedere Mauer trennte den Garten

wie das Haus in einen Pfarr- und Armenhausgarten. Von dunklem Entdeckungsdrang getrieben, stieg ich über die Mauer. Unter einem mächtigen Holunderbusch spielte mein Mädchen. Zuerst wollte es sich flüchten, wie es aber merkte, dass ich in friedlicher Absicht kam und keinen Spott äusserte, da blieb es. Sonntag für Sonntag traf ich nun das Kind im Garten. Ich wusste nun, dass es Regine heisse und bei der Grossmutter im Armenhaus wohne, dass es einen Vater nie gekannt habe, und dass die Mutter es zu sich nehme, wenn sie eine passende Stelle finde. Die Leute hasssen seine Grossmutter, weil sie oft über alle Menschen Böses rede, und darum pflegen die Kinder auch mit ihm keinen Umgang. Ich liess mich von den Dorfkindern nun nicht mehr in die Weinberge hinauslocken, sondern suchte auf Umwegen am Sonntag immer den Garten auf. Manchmal spielten wir miteinander. Die meiste Zeit aber sassen wir zuäusserst auf der Mauer, dort wo die Sonne sie beschien und einige fette Hauswurzten grüssten. Das Mädchen hielt meine Hand, und ich erzählte zum erstenmal in meinem Leben einem Menschen alles, was an Freud und Leid schon durch meine Seele gezogen war. Und da geschah auf der Mauer im Sonnenfleck, da wo die Hauswurzten grüssten, das Wunderbare: Ich erzählte alles Dunkle von meiner Seele herunter, und das Mädchen half mir, die hellen Sterne in meinem Leben suchen. Ich wurde nun vollends froh, und traumlos durchschlief ich die warmen Sommer Nächte. Mein sehnlichster Wunsch seit frühen Jugendtagen nach einer Schwester. der Wunsch eines jeden Knaben, der ohne Geschwister aufwächst, schien mir in Re-

ginchen erfüllt. Es führte mich über die Brücke, die vom Knabenland in das Reich des Jünglings hinüberführt, und die nur der ohne Fährnisse überschreitet, dem ein weibliches Wesen mit grosser Liebe und natürlicher Unverdorbenheit zur Seite steht.

Reginchen hielt mich, und wenn auch die Wasser über den Weg schlugen, ich ging wie ein Träumender durch sie hindurch. Da war der Zinnteller im Büfett der Base, worin sie das Geld versorgte. Wirr lagen die Geldstücke übereinander. Sie lockten und versprachen soviel Annehmlichkeiten, die sich am Sonntag drüben in Freudenstadt kaufen liessen!

Da war im Hause der Base die junge Magd, die sich so gern herumzerren liess, die ihr Zimmer neben mir hatte und am Abend oft auf meinem Bettrand sass.

Da war der Knecht, der am Abend beim Melken im Stall so vieles von den Weibern im Dorfe wusste. Und da war seit einer Woche auch die Schule. Ich hatte mich darauf gefreut. Aber ich erlebte eine grosse Enttäuschung. Der Lehrer musste aus dem verschlossenen Zeugnis allerlei über mich erfahren haben. Von der ersten Stunde an verfolgte er mich mit Hohn und Spott. Dieses Verhalten ermunterte nun die Dorfkinde, offen gegen mich vorzugehen.

Spielte ich mit ihnen, bekam ich von der ganzen Rotte Prügel, stand ich einsam in einer Ecke des Schulhofes, so war ich der Gegenstand ihres Spottes. Und ich wollte sie lieb haben, ich wollte alles, was mit St. Luzi im Zusammenhang stand, lieben. Aber sie lachten über mich.

Sie lachten sogar über meine Hose, mit der meine Mutter wieder einen Weg zu mir gefunden hatte. Sie hatte mir aus des

Vaters Hochzeitsrock ein Beinkleid zusammengestückt. Es machte ihr die grösste Mühe, aber sie arbeitete bis nachts 1 Uhr daran. Ich zog die Hose am Sonntagmorgen mit grosser Freude an. Erst die lieblosen Blicke und Worte der Dorfbuben zeigten mir die vielen Nähte am unrichtigen Ort. Sie lachten darüber und bewarfen mich mit Schmutz. Das tat mir um der Mutter willen furchtbar weh, und es tat mir auch um ihretwillen weh, denn ich sehnte mich nach ihrer Gemeinschaft.

Wie ich einmal in den Weinbergen arbeitete und zum Walde hinauf sah, da wurde plötzlich ein vergessenes Bild aus der Jugend lebendig. Ich erinnerte mich, dass ich als ganz kleiner Bube vor vielen Jahren an der Hand meines Vaters zum Luzienwald hinaufgestiegen war. Dort fanden wir feine, rote Blümlein unter einem Strauch. Ganz dunkel erinnerte ich mich, dass der Vater das Pflänzlein samt seinen runden Knollen mit nach Steinach nahm. Nach diesem Blümlein frug ich am nächsten Sonntag Reginchen. Du meinst die Cäceli oder die Zyklopen, wie die Fremden sagen. Wart noch zwei Wochen, dann will ich sie dir im Steigwald zeigen!

Ich wartete auf diesen Tag. In dieser Wartezeit achtete ich der alltäglichen Plagereien der Kinder nicht mehr. Als ich sah, dass die Mädchen auch Reginchen verstiegen und mit dem jungen Hexlein, wie sie es nannten — die Grossmutter war im Dorf als Hexe verschrien — nicht spielten, hoffte ich zuversichtlich, die Blümchen am Sonntag würden uns für alle Unbill entschädigen. Ich war wie ein Kind vor Weihnachten.

Der Tag kam. Er kam schöner und farbenreicher, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Ich konnte den Nachmittag kaum erwarten. Wie ich dann neben einem Föhrenstamm die erste Blume, mit den roten, wie Hasenöhrchen aufstehenden Blättchen fand, da flammte die lange verhaltene Jugendfreude noch als mächtige Flamme empor. Im Nachglanz dieses Feuers setzte ich mich mit Reginchen nach einer Stunde auf einen Buchenstumpf. Die Sonne sank hinter die roten Hörner hinunter. Leise Schatten fielen in die Rheinebene hinein. Da war es mir, als hätte ich nun endgültig einen Weg für mein Leben gefunden. Still fasste ich des Kindes Hand.

Auf einmal schreckte uns unterdrücktes Lachen auf. Da flogen Föhrenzapfen von allen Seiten hageldicht gegen uns. Und plötzlich kam die ganze Dorfjugend hinter den roten Stämmen hervor. Da gab es kein Entrinnen mehr. Der Kreis schloss sich enger um uns: « Das Hexlein hat Hochzeit! Schaut, wie sie Blumen aufgesteckt haben! Wo habt ihr die Hexengrossmutter? Hex — — Hex — — » erscholl es. « Habt ihr im Armenhaus Hochzeit? »

« Nein, auf der Mauer im Garten! » schrie ein rothaariger Kerl, und mit einem Satze sprang er auf Reginchen zu und wollte ihm das Sträusschen entreissen. Es hielt die Stiele fest. Da riss er alle Köpfchen ab und streute sie auf den Boden. Ich hörte noch, wie das Geheimnis unserer Mauer verraten war, ich sah noch die roten Blumenköpfchen auf dem Waldboden, dann sprang ich in ohnmächtiger Wut gegen den ersten besten grossen Buben und klammerte mit der letzten Kraft meine Hände um seinen Hals. Er

schrie und schüttelte sich. Ich hielt fest. Da fielen die Schläge dicht auf mich. Plötzlich schwand meine Kraft und ich sank auf den Boden...

Zuerst wusste ich nicht, wo ich war. Dann merkte ich, dass ich mit verbundenem Kopf im Bette lag. Die Sonne zeichnete das Fensterkreuz auf den astigen Tannenboden des Zimmers. Irgendwo sprachen zwei Frauen. Nach einer Weile konnte ich die Stimmen der Base und der Mutter in der Stube draussen unterscheiden. Ich hörte: «Die junge Kröte ist auch schuld daran!» «Er ist ganz verrückt wegen diesem Grasaff. Ja, die

kommt jetzt fort! Ihre Mutter hat trotz dem Anhang noch einen Mann gefunden.»

Ich verstand genug. Reginchen verliess St. Luzi. Ich lag im Bette. Ich durfte dem Kinde nicht einmal Lebewohl sagen. Ich sah es vielleicht nie mehr. Die Erkenntnis tat weh. Der Kopf und die Brust schmerzten mich. Vor meinen Augen flimmerten unzählige Punkte, da schwanden mir die Sinne wieder,

Und die ganze Schwere der kommenden Jahre, wo ich als Einsamer lernen musste, dass es vor dem Leben kein Fliehen, nur ein Hindurchgehen gibt, lastete in den Fieberträumen über meiner Seele.

